



Seemot und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 36 Freitag, 9. Oktober 1925

Das Vaterhaus

M. Gonda - Lippstadt.

Ob prächtig scheint mit Turm und Bogen
Das Vaterhaus ins weite Land,
Ob es vom Laubgrün hold umzogen
Sich lehnet an des Berges Wand,
Ob in der Straßen lange Reihe,
Ob einsam in der Fluren drauß
Ihm mangelt nicht die rechte Weiße
Es bleibet stets das liebste Haus.

Und ob in Farben, Samt und Seide,
Die Wände prangen wunderhold,
Ob drinnen herrliches Gesimse
Erglänzt in Silber und Gold,
Ob schlicht die Mauern, hart die Bänke,
Ob Not und Glanz schon's heraus,
Ob leer die Kissen und die Schränke,
Es bleibet doch das liebste Haus.

Denn holde Bilder drinnen prangen
Aus unserer lieben Jugendzeit,
Das Mutterherz voll Lust und Vangen,
Das Vaterherz voll Zärtlichkeit,
Das Schwesterlein in seiner Wiege
Mit seinem Köpfchen rund und kraus,
Der Bruder laute, lustige Kriege,
Dies alles zeigt das Vaterhaus.

Gar manchen schönen Festesmorgen,
Und manchen Abend lieb und traut,
Und manche Festung still verborgen
Die sich der Kinderherz erbaute.
Das Weihnachtsbaumlein voller Schatz,
Den Stierhals, den Nikolaus,
Und all die lauten Freudenklänge,
Dies alles blüht das Vaterhaus.

O Vaterhaus voll Glück und Frieden,
Sei uns gegrüßt viel tausendfach,
Ob längst wir sind von dir geschieden,
Ob noch uns birgt das liebe Dach;
Nimm unsern Dank für allen Segen,
Der von dir auf uns strömte aus,
Wir denken dein auf allen Wegen
Geliebtes, teures Vaterhaus.

Das Deutschtum in der Schweiz

Von R. Helbert - Zürich.

Das Deutschtum in der Schweiz — eine
Seite, die ganz vorsichtig, ganz zart angefaßt
werden muß. Besonders von einem politischen
Aufstacheln, der mit Leib und Seele jeder Eid-
genosse ist, daneben aber nicht verlernt hat, an
die deutsche Volksgemeinschaft zu denken, ist
in fester Vergleich mit dem deutsch-schweizeri-
schen Stamme zu bringen.

Vor Jahren war es — da veröffentlichte Hans
Ludwig Mosleger einen Artikel „Auslands-
deutsche“, worin er jene deutschen Stämme, die
nicht im Staatsverbande des Deutschen Reiches
sind, einer kurzen Charakteristik unterzog. Na-
turgemäß wurde dabei auch der Alemannen-
stamm der Eidgenossen erwähnt und unter die
Rubrik der Auslandsdeutschen eingereiht. Dar-
auf erhob sich große Empörung im schweizeri-
schen Blätterwald, und wieder, wie schon so oft
bei ähnlichen Gelegenheiten, wurde der Satz

ausgesprochen: „Wir sind keine Deutschen, wir
verwahren uns dagegen, Deutsche zu sein.“
Für einen Menschen, der das gemeinsame völ-
kische Band um alle deutschen Stämme be-
wahrt sehen will, hat diese fast fanatische Ab-
kehr des Deutschschweizers von seinem Mutter-
volke etwas Tiefbetäubendes, etwas, das an der
gemeinsamen Zukunft des deutschen Volkes
überhaupt verzweifeln läßt. Dabei unter ge-
meinsamer Zukunft nicht ein Alldeutschland,
sondern nur ein inniges kulturelles Zusammen-
gehen aller deutschen Stämme gemeint ist. Aber
da liegt der Kernpunkt der ganzen schweizeri-
schen Frage — vom nationalen Standpunkt aus
betrachtet: der Deutschschweizer will nicht
Deutscher sein, im Gegensatz zu dem französi-
schen Schweizer, im Lande heißt Welcher ge-
nannt, der mit Paris in dauerndem Kontakt
steht, oder gar zum Zersplitter, der noch der gan-
zen Lage seines Landes mit Naturnotwen-
digkeit stellen als seine geistige Heimat be-
trachtet.

Der deutsche Schweizer denkt an ein solches
Vorgehen nicht, soll auch gar nicht daran den-
ken. Er hat, selbst als isolierter deutscher
Stamm, eine große Kulturaufgabe, er ist be-
ruhen, die Verbindung zwischen Ost und West
herzustellen, im Konkreten der Völker den ver-
bindenden Orgelpunkt zu halten. Nur sollte
diese, internationalen Zielen zugewandte Auf-
gabe, welche der Eidgenossenschaft gestellt ist,
nicht auf Kosten eines durchaus natürlichen und
gesunden deutschen Nationalgefühles der Ale-
mannen erfüllt werden. Vor dem Weltkrieg
waren die Juden, die sich zwischen Deutschland
und der deutschen Schweiz hin- und herzogen,
bedeutend fruchtbarer und dichter. Der Krieg und
vor allem sein unglücklicher Ausgang haben da-
mit zerstört, unwillkürlich lehnte sich das kleine
Land an den nun härteren französischen Nach-
barn an, wozu noch durch die vielen Hilfs-
aktionen, die in der Schweiz für Deutschland
und Österreich durchgeführt wurden, ein
menschlich ganz begreifliches Gefühl der Ueber-
legenheit kam. Man sah sich hochvoluntarisch im
Gegensatz zu dem verarmten und ausgebluteten
nördlichen und östlichen Nachbarn, man war der
Gebende, der Helfende, der oftmals Angebet-
tete u. je mehr das Mitleid mit den Ländern, in
denen der Hunger wüthete, wuchs, desto stärker
strebte man sich dagegen, mit diesen armen
von einer haßerfüllten Ueberzahl endlich zu
Boden gerungenen Völkern durch verwand-
tschaftliche Bande verknüpft zu sein. Man leug-
nete es, man leugnet es heute noch mit einer
an Realität grenzenden Verneinung der nun
einmal bestehenden Sprachbände, irgendwie dem
deutschen Volke anzugehören. Wer sich auf die
tatsächliche Stammesgemeinschaft stützte, das
Gegenteil behauptete, wird als schlechter Eid-
genosse verfochten. Wie gesagt — es ist eine
heikle, zarte Seite, die in dem traurigen Lied
vom verlorenen deutschen Nationalgefühl des
Schweizers angeklungen wird.

Die Wurzel der auffallenden Erscheinung, daß
ein Volk, in seiner ganzen Eigenbräuterei, sei-
ner Liebe zur Natur, im Besitz eines der altehr-
würdigsten deutschen Dialekte ugermanisch, daß
ein solches Volk fast verbohrt und fanatisch diese
Bande leugnet, hat ihren Grund in der leider
typisch deutschen Würdelosigkeit, welche fremd-
ländisches gerne annimmt und pflegt, stets ge-
neigt, es für besser als das eigene zu halten.
Wenn in der deutschen Schweiz eine Anzahl
Deutschschweizer mit einem einzigen Willen
zusammenfinden, ergibt sich als Umgangssprache
bald das Französische. Der Weltschmerz oder Fran-
zose fühlt sich keineswegs immer bemüht,
deutsch zu lernen, man nimmt es ihm auch nicht
übel, wenn er nur seine Muttersprache kann.
Aber ein Deutscher, der nicht französisch kann,
wird rasch als ungebildeter Mensch verfochten.
Und tatsächlich pflegt man in der Schweiz das

französische mit einer Liebe, die einer gründ-
lichen Pflege der deutschen Schriftsprache eher
angemessen wäre. Die Mundart, so ehrwürdig
und heimelig sie auch ist, dient als Verkehrs-
sprache, das Schriftdeutsche ist fast völlig aus-
gestaltet, in den alten Patrizierfamilien spre-
chen die Kinder anfangs fast ausschließlich fran-
zösisch, um dann erst in der Schule ihr „Schwe-
zerdeutsch“ zu lernen und, nachdrücklich natür-
lich, die deutsche Schriftsprache zu redbrechen.
So ist es keineswegs verwunderlich, wenn so
mancher erklärt, er rede mit einem, der die
Mundart nicht kennt, lieber französisch als
hochdeutsch, weils leichter ihm bedeutende
Schwierigkeiten mache.

Man muß den Franzosen zugestehen, daß sie
es mit viel Geschick verstehen, in der deutschen
Schweiz Kulturpropaganda zu treiben. Sie er-
öffnen Bildereien, die von französischen Staat
subventioniert sind, sie bedenken hervorragende
Künstler mit Ehrenposten, um sie in den Dienst
der französischen Kulturmission zu zwingen,
und veranstalten jährlich in den größeren
Schweizerstädten Vorstellungen ganz vorzüg-
licher Parisertruppen, die um keinenappen
mehr kosten als die Vorstellungen des städti-
schen Theaterpersonals. Das dadurch natürlich
unumgängliche Defizit trägt Frankreich gerne.
Deutschland ist zu arm, sich solches leisten zu
können — wenn ein deutsches Theater oder
deutsches Orchester (wie vor zwei Jahren das
Gewandhausorchester unter Furtwängler) in
die Schweiz kommt, dann müssen die großen
Reisekosten durch erhöhte Preise eingebracht
werden, was Schwächung des Besuches, ja so-
gar Erbitterung über die Veranstalter des Kon-
zertes oder Theaterabends verursacht. Aller-
dings, es gibt auch Deutsche, die in der Schweiz
gerne und viel Geld ausgeben. In St. Moritz,
in Davos halten sie sich Sommer und Winter
auf, trinken zum Vormittagsessen Champagner
und tun recht lärmend. Man kennt aus den
deutschen Kurorten diese Art von beliebten Gä-
sten, die ja mit dem deutschen Volk als solchem
nichts zu tun haben, aber dem Schweizer eben
nur allzu gerne als der Deutsche gelten, der
hier prasselt, während man die deutschen Kinder
unterstützen müßte. Kaum jemals war die Er-
bitterung gegen die Deutschen in der Schweiz
so groß wie vor etwa zwei Jahren, als die er-
sten Schächer in St. Moritz anrückten. Die
deutsche Regierung belagte damals einfach die
Ausreise mit hohen Kosten, und im Nu war
die üble Gesellschaft verschwunden. Da aber
erwachten die Hoteliersinstinkte: Bundesrat
und Gefandtschaften wurden beauftragt, man
möge die deutsche Regierung doch bewegen, das
Ausreiseverbot wieder aufzuheben, damit die
„lieben“ Deutschen (siehe Champagnerre-
klame!) wieder ins Land könnten. Der ganze
Vorgang war eine Affenkomödie ersten Ran-
ges, deren sich jeder aufrechte Schweizer
schämte. Aber bei den Behörden sind die Ho-
teliervereinigungen immer lieb Kind.

Das deutsche Volk hat unter vielen anderen
auch diese Aufgabe: durch unaufdringliche, aber
tätige Kulturarbeit den alemannischen Eidgenos-
sen wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß sie
in erster Linie Deutsche, dann erst Romanen
sind. Das darf natürlich keineswegs so ge-
schehen, daß man die deutschen Schweizer als
einen untergeordneten, vom Reiche losgesplitterten
Volkstamm bezeichnet. Das sind wir gar nicht
— im Gegenteil, wir fühlen uns sehr wohl in
unserer Haut, in unserer kleinen, aber selbst-
ständigen Staatsgemeinschaft. Und was an
dem Deutschschweizer liegt, das geschieht, um
mit den anderen in der Eidgenossenschaft leben-
den Nationen in bestem Einvernehmen zu ste-
hen. Aufgabe des Reichsdeutschen muß es sein,
den schweizerischen Stammesbrüder kulturell
für sich zu gewinnen; es soll endlich dazu kom-
men, daß man auch in der Schweiz das geistig

Die Wette des Jahres.

Man schreibt uns aus Parma: Der italie-
nische Jahrgang Maletti zeigte sich im Variété
in einer Programmnummer, die Zweifel erweckte
an der Ehrlichkeit des Experiments. Aber der
Jahrgang ging mit zwei Herren eine Wette von
tausend Lire ein. Er ließ sich hinausführen vor
die Stadt. Ein Graben wurde ausgeworfen.
Der Jahrgang ward entkleidet und es wurde ihm
ein Leintuch umgelegt, das die Herren geliefert
hatten. Von ihnen stammten auch die Wette-
proportionen zur Verstopfung von Mund, Nase
und Ohren des Jahres. Der letzte sich in den Gra-
ben und wurde mit Erde bedeckt. Fünfzig Mi-
nuten — einschließlich fünf Minuten für die
Füllung und fünfzehn Minuten für die Aus-
scheidung — blieb er lebendig begraben.
Eine Menge Neugieriger wohnte dem Experi-
ment bei, darunter Aerzte der Provinzialheils-
anstalt. Die Heilung fand, daß der Puls, zwar
normal, sich auf 160 Schläge in der Mi-
nute erhöht hatte. Im Triumph wurde der Ja-
hrgang zur Stadt getragen und die tausend Lire
wurden ihm bezahlt.

Büchertisch

Die weisesten Leuten der Länder u. Völker
äußern sich am klarsten in ihren Stillsitzen. An
der Stillsitzend erkennen wir die Wesen,
denen sich die verschiedensten Zeitalter unter-
worfen und die Kultur, die sie sich errungen
haben. In der letzten erschienenen achten Ver-
sion des „Kleinen Brockhaus“ finden wir
zwei Tafeln, auf denen die typischen Wölb-
bilder aller Zeiten und Völker abgebildet sind.
Den Anfang der Serie macht ein wunderbarer
mit Blattgold und bunten Einlagen verzierter
Büchertisch aus der Zeit des ägyptischen Königs
Tutench-Amun, der vor vielen tausend Ja-
hren gelebt hat. Das letzte Bild zeigt uns einen
gang modernen Stuhl aus dem Vaterhaus Wei-
mar, der in seiner Schöpfung nur die wesent-
liche Linie betont. Darzwischen liegen all die
vielen Spielarten der anderen Stile, die das
Blühen und Sterben großer Kulturepochen ver-
anschaulichen. Beim Durchlesen des Buches
werden wir immer von neuem überrascht von
seiner Reichhaltigkeit und der völlig unpartei-
lichen Einstellung bis auf die allerjüngsten Er-
gebnisse. Eine anschauliche Erklärung über
feststehende Motive gibt uns Verständnis für
die neueste Ausnutzung physikalischer Gesetze.
Die Uebersichten Reichsverfassung und Schul-
wesen sollte jeder Deutsche studiert haben. Eine
Karte über die geplanten Kanäle zwischen
Rhein und Donau lassen uns die ungeheuren
Bereiche ahnen, die ihre Vervollendung bereinst
bringen wird. Die neuen Grenzen zeigt uns
die vorzügliche Karte von Rußland und der
Türkei. Eine Abbildung der uns von Sven
Hedin bestens bekannten Burg von Schigatse
gewährt uns Einblick in tibetische Baukunst.
Auch ins Märchenreich werden wir geführt. Ein
alter Holzschnitt zeigt uns die luhullischen Ge-
nisse des Schlaraffenlandes mit seinen gebräu-
ten Tauben, die dem Schläfer in den Mund
hineinfliegen, mit den ehernen lebenden
Schweinen, recht eigenartigen Äpfeln und an-
deres mehr. Und blättern wir in der Vieles-
rung weiter, da flattern uns plötzlich einige
farbenprächtige Schmetterlinge entgegen, die
uns beweisen, daß auch in der Farbenillustra-
tion das Werk auf der Höhe ist. Alles in allem
können wir wiederum sagen, daß der „Kleine
Brockhaus“ einen Wissensfortschritt in sich birgt,
der wohl kaum eine an ihn gerichtete Frage un-
beantwortet läßt. Nichts ist ihm fremd, und wir
können jedem, der Wert auf ein wirklich
gutes Nachschlagewerk legt, raten, es sich zu
besellen oder wenigstens bei seinem Buchhän-
del einmal unverbindlich genau anzusehen! Der
Preis ist im Verhältnis zu dem Gebotenen so
gering, daß die Anschaffung des Werkes auch
dem Unbemittelten ermöglicht ist.

Verantwortlich: H. Semmlmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Am Ausgang

Die Brücke über den Kanal — ein Plan
Napoleons III.

Der Gedanke, England und Frankreich durch
eine Brücke zu verbinden, der jetzt auf Anre-
gung eines Schweizer Ingenieurs die Offen-
sivität beschloß — ist bereits viele Jahr-
zehnte alt. Von Napoleon III. wird aus den
letzten Jahren berichtet, daß er zwanzig bis
dreißig große Pläne dafür ausarbeiten ließ.
Das Interesse an der Brücke war damals all-
gemein. In einem berühmten Singpiel wer-
den England und Frankreich personifiziert und
unterhalten sich über die brennendsten Tages-
fragen. Dazu gehört die Brücke über den Ka-
nal. Die Darstellerin von Frankreich war die
Fürstin Pauline Metternich.

Illusionen.
Schon oft hat man müßige, Geduld erfor-
dernde Kleinarbeiten der Japaner bewundern
können. Doch alle diese kunstgewerblichen
Meisterstücke sind nichts gegen die Leistung,
die kürzlich von Beamten der Stadt Tokio voll-
bracht wurde. Um der Fliegenplage in dieser
Stadt abzuwehren, wurde die Verodierung zum
Fliegenmord aufgeführt und ein Preis aus-
gesetzt für den dichtesten Satz getöteter Opfer.
Diese Maßnahme soll von großem Erfolg ge-
wesen sein, so daß man nächsten wieder einen
Fliegenmord einrichten wird. Es wurden näm-
lich an jenem einzigen Tage 22 900 231 tote
Fliegen abgeliefert. Die Beamten von Tokio
hatten sie genau gezählt.

Das Geheimnis der Arzneikunst.

In London starb im Jahre 1788 im Alter von
70 Jahren der berühmteste Arzt damaliger Zeit
Hermann Boerhaave. Als er begraben war und
man zur öffentlichen Verleigerung seiner zu-
rückgelassenen literarischen Schätze schritt, stieß
man auf ein fest verschlossenes Buch in folio, das
folgende Aufschrift hatte: „Die einzigen und
tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst“. Der
wunderbare Foliant wurde bei immer steigen-
den Angeboten für den damals außerordentli-
chen Preis von 10 000 Gulden erstanden und
verkauft. Der Käufer war der sichere Ueber-
zeugung, den größten aller Schätze gewonnen
zu haben, er entriegelte ihn zu Hause, und was
sah er? Alle Blätter waren leer und unbe-
schrieben, nur auf dem ersten Blatte stand mit
großen Buchstaben: „Halte den Kopf kalt, den
Leib offen und die Füße warm, so kannst du
aller Arznei spotten!“ Diese drei Regeln waren
es also, welche nach Boerhaaves Ansicht die ein-
zigen und größten Geheimnisse der Arzneikunst
in sich begriffen. Und dieses Rezept ist denn
auch sofort in den Sprachgebrauch übergegan-
gen, der heute noch diesen Rat für alle kennt,
die über Krankheiten klagen oder wissen wol-
len, wie sie sich gesund erhalten.

Späte Wahrheit.

Der Präsident des Carnegie-Instituts, Sa-
muel Gardin Church, läßt sich in einem „Ro-
gel-Strauß-Politik“ überführen, in zahl-
reichen amerikanischen Zeitungen erschienenen
Artikel über die zwangsweise Trockenlegung
wie folgt aus: „Wir haben die köstliche Frucht
wahrer Temperenz für die leere Schale falscher
Abstinenz hingegeben. Jahr um Jahr kamen
wir einem sehr praktischen Temperenzsystem
auf Grund der Entwicklung des Volkscharak-
ters näher. Da kam dieses bösartige Gift,
das keiner mehr Wein trinken dürfte, und das
Resultat war: — Chao! Wir haben in unser-
tem wahnsinnigen Bemühen, die Lebensweise

Risten Wein und Bier mitnehmen lassen, für
sich und seine „Jungens“. Kein sauberlich hatte
er trotz der Hitze des Gefechts stets bei Ent-
nahme einer vollen die leere Flasche wieder zu-
rückgelegt. Man konnte ja nicht wissen, wozu
sie noch zu brauchen war. Als Deckung waren
Risten und Flaschen noch immer gut. Und wirk-
lich so kam es. Schritt für Schritt wich man
zurück. Das Gelände war sehr offen, so blieb
nichts übrig, als sich einzugraben, wobei Risten
und Flaschen Deckung boten. Und just in sol-
cher Deckung verschloß Major von Kranz die
letzte Patrone. Munition war noch nicht da.
Was nun? Schon näherte sich eine feindliche
Gruppe seiner Stellung. Da greift Major von
Kranz kurz entschlossen in die vor ihm stehen-
den Risten, holt immer eine Flasche nach der
anderen heraus und warf sie mit sarkastischem
Gehörs in die anrückenden Japaner. Diese muß-
ten ganz verblüfft gewesen sein. Sie hielten
trotzdem und stellten das Feuer ein. Der Major
aber warf unentwegt. Da kam die neue Mu-
nition und, ehe sich noch die Japaner von ihrer
Verblüffung erholt hatten, konnte der Major
unter Feuerdeckung schließlich den Kampf an-
treten.

Wie haben wir damals gelacht.
Und in Japan in der Internierung nannten
ihn die Japaner aus noch den „Wierum.“

Was der Befreier des Prinzen Seiffeddin erzählt

Das Mädel, wo der ägyptische Prinz Seiffed-
din nach seiner Flucht aus der Internierung von
Tischbucht sich verborgen hält, ob er noch in En-
gland oder Frankreich, ob er den englischen Ge-
fängnissen wieder in die Hände gefallen sei oder in
Sicherheit lebt, ist endlich gelöst. Seiffeddin Ef-
fendi befindet sich bei seiner Mutter, der Prin-
zessin Nesrwan und deren Gemahl, Herrmann
Falscha, dem Befreier des Prinzen, in einer
Villa hoch über dem Marmara-Meer in Con-
stantinopel. Ueber die endlich ge-
lungene Flucht erzählt der Falscha folgendes:

Schon seit Jahren sann der Prinz auf seine
Befreiung. Da kam ihm endlich ein glücklicher
Zufall zu Hilfe. Ein junger englischer Kristo-
krat, Lord Holmes, wurde, wie es sich später
ermies, ebenso widerrechtlich in Tischbucht in-
terniert. Beide Männer fanden sich in dem Wunsch,
ihre Freiheit wiedergewinnen. Der ge-
lenkige Engländer schlug den Weg durchs Fenster
vor. Der, während seiner 25-jährigen Gefan-
genenschaft steif gemordene Ägypter, der noch
dazu an einem Fußlähmel litt, mußte auf die-
sen Plan verzichten, zumal das sogenannte
„Agha“ auf einer steilen Höhe, und etwa vier
Eisenbahnstunden von London entfernt liegt,
wohin sich die Flüchtlinge wenden wollten. So
trat der Engländer seine Vorbereitungen allein-
mit dem Versprechen, dem Lebensgefährten so-
bald er selbst in Sicherheit sei, eine Verbindung
mit seinen Verwandten zu ermöglichen. Hol-
mes entkam, wurde nach kurzer Zeit zurückge-
bracht, entließ wieder, und dieses Mal mit mehr
Glück. Während zwei Wochen gelang es ihm,
sich vor seinen Verfolgern zu verbergen, ehe er
zum Vorbruch kam. Denn der junge Lord
mußte, daß gemäß eines englischen Gesetzes-
Paragrafen, die Person, der es gelingt, aus
einer englischen Internierung zu entkommen
und die nach vierzehn Tagen noch nicht wieder
eingeliefert ist, nicht mehr von der Anstaltsver-
waltung zurückgeholt werden darf. Sie ist frei.
Holmes wartete die zwei Wochen daher im Ver-
steck ab, trat dann hervor und strengte gegen
den Anstaltsdirektor einen Prozeß an, der zu
Gunsten des Klägers verlief. Gleichzeitig
brachte er während der Aera Mac Donaldis den
Fall Seiffeddins vor das Forum des Parla-
ments, doch ohne Erfolg. Worauf er zur Ret-
tung seines Lebensgefährten eine gut funk-
tionierende Verbindung mit dessen Familie her-
stellte.

Während eines Spaziergangs, bei dem Seiffed-
dini Effendi, wie üblich von zwei Wärttern
begleitet war, hat der Prinz um die ihm gern
gemährte Erlaubnis, sich für kurze Zeit vom
Wege entfernen zu dürfen. Auf an der Stelle
und zu der Stunde, wo ein Ägypter plan
marktete, ihn aufnahm und mit ihm in der Rich-
tung zum Kanal auf und davon flog. Auf
französischem Boden warteten seiner Freunde,
die ihn nach langem Versteckspielen mit den
Agenten der Anstalt sicher in die Türkei brach-
ten. In der Mitte des Marmara-Meeres wird
er sich nun von den überlandeten festlichen
Qualen, die er während 27 Jahren erduldet,
ohne den Verlust zu verlieren, erholen.

Finanzielle Schwierigkeiten werden an den
Prinzen nicht herangetragen, denn seine Mutter
besitzt ein großes Vermögen. Um das Ver-
mögensrecht über sein eigenes Vermögen wieder

Anliegende Band merkt, „das einer unserer Größten, Gottfried Keller, hochgehalten hat. Und vielfach sind es gerade deutsche Reisende, welche schlecht für ihr eigenes Volk wirken, im Schweizer die leider bestehende Antipathie gegen die „hohen Kaufmannen“ großzureden. Der deutsche Reisende, Bergsteiger und Sommergast in Pontresina, Interlaken, Zermatt und so fort hat eine Aufgabe, deren er sich stets bewußt sein sollte. Die Arbeit ist mühsam und schwer, aber es lohnt sich, eines der tüchtigsten und redlichsten deutschen Völker wieder zum deutschen Gemeinheitsgedanken zu erziehen.

Das Bild

Ich habe mir ein Bild gekauft. Reins an die Wand zu hängen, nur eine bunte Ansichtskarte. Ich sah es im Schreibwaren-laden, als ich mit ein paar Federn und etwas Papier kaufte. Es war seltsam. Es lagen da auf dem Ladentisch eine Reihe Ansichtskarten, schlechte und bessere, und auch ein paar, die nicht Ansichten von unserem Ort zeigten, sondern Herbstlandschaften. Und dabei war die eine, die ich mir gekauft habe. Sie lag gleich oben auf, und da mußte ich sie ansehen. Dabei kam ich ins Träumen, aus dem mich die Verkäuferin aufwachen mußte, indem sie fragte, ob noch „etwas gefällig sei“ — und da war ich so verwirrt, daß ich fragte, was die Ansichtskarte kostete. Sie sagte es, und da habe ich sie für 10 Pfennige mitgenommen.

Ich ging erst an meine Arbeit, und da vergaß ich das Bild, denn ich hatte es in meiner Tasche in die Brusttasche gesteckt. Aber dann abends, nach dem Essen, als ich für den Tag nichts mehr zu tun hatte und in das Lampenlicht träumte, da dachte ich an meine Karte und zog sie raus. — Es ist eine Herbstlandschaft. Wald Gebirge. Man sieht in einem Grund zwischen zwei Bergen, und an den Abhängen stehen die bunten Laubbäume. Und über den Hügeln sieht man ganz in der Ferne, blau, ein Gebirge sich hinziehen. — O, der bunte Herbst in den Bäumen mit dem weichen Grün an einigen Bäumen und im Gras. Die blaue Luft durchdringt das bunte Laub. Es redet eine Stille aus der Landschaft, und wir hören zu. Ich weiß nicht, ob es ein gutes Bild ist im Sinne der Kunstverständigen. Aber ich habe es lieb. Warum? Wer will das sagen — mag es gut oder schlecht sein, irgend eine Seele ist darin, und in dieser Seele des Bildes ein etwas, das ich verstand, und das ich liebe. —

Ich muß an meine Heimat denken, wie ich da im Herbst gelaufen bin in den Bergen und zwischen lauten buntem Laub. Und wie die Wege voll Gold lauten, und es dann eine so große Freude war, in dem Laub am Boden so rauschend hinzugehen. Oder ich ich mich an meine Heide denken (die ich noch immer unermindert liebe, solange ich ihr nun auch fremd bin), wie ich an den atemlosen Herbsttagen im Selbstkruall liegen konnte. . . in ferner Einsamkeit. Oder wie ich einmal in Wörpsrode war, drei wunderschöne Herbsttage, und der eine war der schönste, — nicht da ich den Maler besuchte, — da ich ganz allein in meinem weiten menschenleeren Einsamkeit einen ganzen Nachmittag in warmer Herbstsonne lief zwischen den Birken hin, die am Wege standen — stundenlang bis an das einsame Wirtshaus an der Hamme, wo ein paar Torfstöße hielten, bis sie dann wieder weiterführten, die Pferde mit geklemmten Köpfen das Schiff am Uferpfade ziehend. — Schön war das. Schön. Auch als ich in graublauer Dämmerung zurückkehrte und den Geruch des Torfes atmete, als ich wieder an die Säuler kam, ans Dorf. Und ein Ahnen kommt mir: wie vieler Dinge Seele mag unsere Seele mitgenommen haben aus einem langen und vielfältigen Leben, aus vielen Landschaften, Gärten und Städten. —

Und nun das kleine Bild vor mir rührt so gewaltig, fast schmerzlich. Denn so groß und schön ist die Welt, und so reich und voller Seele und voller Bilder ist unser Leben, unser Herz — und wir wissen es nicht. Wir müssen erst im Leben ein Bildchen finden, das uns daran erinnert. Wir müssen Bücher lesen, die es uns sagen, wir müssen die Prediger der Schönheit zu uns reden hören, auf daß wir sie glauben. — Wer es vermöchte, seine Seele, sein Auge aller Welt aufzusuchen, er wäre wie ein Reisender, zu dem alles käme, und nichts ginge an ihm vorbei. —

Und in aller Dämmerung, da alle Farben zerfließen, zerfließen, vergehen, da wir er nicht allein. Und wenn er die Augen schloß, wäre bei ihm, was er benötigt: ein Wald mit zitternden Sonnenflecken auf Weg und Moos, oder eine blühende Frühlingsschneise, von der schon die ersten Vögel singen, oder ein mauerndes

nes rotes Weinlaub an einer Hauswand und um ein stilles Fenster. Das bunte Bild vor mir: ich sehe diese Landschaft zum erstenmal und nur hier auf dem Bild. Aber seine Seele ist ein Teil meiner Seele.

Nordlandsfahrt 1925

Reisebilder von Fritz Berse, Altona.

Reisen nach dem hohen Norden gehörten lange Zeit für manchen Wanderlustigen zu den Selbstenheiten; einmal weil sie bisher zu teuer waren und dann auch, weil das Reisen in den nördlichen Ländern mit zu großen Schwierigkeiten verbunden war.

Und doch sind die Alpen Norwegens eines der interessantesten Gebiete Europas. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich daher das Reisebüro Walter & Bamberger in Hamburg erworben, das als erstes auf den Gedanken kam, volkstümliche Reisen zu polstümlichen Preisen (die diesjährige Reise kostete M. 200.— bis M. 300.— je nach Lage der Kabine) zum Nordland zu veranstalten. Dank der außerordentlichen Bemühungen dieses Reisebüros stellte die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft ihr fast noch neues und bestens eingerichtetes „Doppelschrauben“ Motor-Schiff „Monte Sarmiento“ in den Dienst dieser volkstümlichen Sache. Die beiden Reisen, die in diesem Jahre zum Nordland veranstaltet wurden, sind trotz der niedrigen Preise für die Teilnehmer angenehm und glänzend verlaufen. Hoffentlich folgen diesen beiden Erstlingsfahrten in den kommenden Jahren zahlreiche weitere, damit alle die Ferienpläne, die eine Nordlandreise vorsehen, in Erfüllung gehen können.

Abschied von Hamburg.

Zwei Tage und eine Nacht waren wir denn, du großer Rachen! Du hast mit deinem Sehen und Jagen auf uns eingebracht, mächtig und hart. Erholung warst du nicht, aber du hast uns gezeigt, was Kampf uns Dasein ist, halt uns die Schwielen deiner Fäuste fühlen lassen. Arbeit bist du!

Und wenn du nicht in weiser Voraussicht für stille und sonnige Plätze um dich her gelockt hättest, wo auch einmal die nach Verschauheit und Ausspannung lebende Seele des Großstadtmenschen zu ihrem Recht kommt, müßte man in dir den Sonntag nicht vom Werktage zu scheiden.

Nun sollen wir dich verlassen. Eines der vielen am Bahnhof stehenden Autos hat uns und unsere Koffer zum Großen Grasbrook gebracht, von wo unsere Fahrt beginnt. In langen Reihen stehen die Passagiere der Nordlandreise in den Hallen, den Pässen und den Fahrplänen zur Hand. Zwei wichtige Dokumente! Die beide mit ihrem Inhaber einer gründlichen Prüfung unterzogen werden. Sehen der Vorsicht! Unumstößliche Sitte des Seefahrers will es so und nicht anders. Um die grenzenlose Langeweile die infolge des Wartens die Passagiere befallen, kann sich niemand kümmern.

Endlich sind auch wir durch. Der Schlepper, in den wir als die letzten einsteigen, läßt seine Töne und in wenigen Minuten liegen wir vor dem 14 000 Tonnen-Rohr „Monte Sarmiento“, der uns mehr als 14 Tage Heimat sein soll.

Die Bordkapelle begrüßt uns. Ein festlicher Empfang! Hilfsbereite Matrosen bringen uns sicher an Bord. Wir sind geborgen zu guter Fahrt. Sonnenschein über uns, Sonnenschein in unseren Herzen!

Kabinenplätze belegen, Koffer verstauen — alles ein Werk weniger Minuten. Nun will man natürlich gern wissen, wohin man in Stunden stiller Seefahrt in dieser „Stadt“ pilgern kann. Aufwärts, vorwärts, seitwärts, abwärts, wohin man geht, man begegnet verschmitzt lachenden Gesichtern, die verwundert drein schauen, daß man sich trotz reichlicher Reiseerfahrungen hier noch gründlich verlaufen kann.

Ein Aufhorchen — Trompetensignal dringt schallend an unser Ohr. Was mag es geben? Den ersten Kaffee an Bord! Willkommen ist es schon, denn so eine Einschiffung ist eine Anstrengung, die Kräfte verbraucht, die ersetzt sein wollen. Die Ungebulb, die auf Absahrt drängt, vermag er aber trotz seiner Güte nicht zu dämpfen.

Endlich tönen die Signale, die Flaggen werden gehißt, die Motore arbeiten mit voller Kraft. Die Anker sind gelichtet. „Monte Sarmiento“ fährt seiner Fesseln los. Die ersten Stunden der Fahrt sind ein wunderbares

Auf den St. Pauli-Landsbrücken stehen ungezählte Menschenmengen. Von Wiege's Hotel flattern die Fahnen, winken die Kellner mit ihren Servietten letzte Grüße hin- und herüber. Gute Wünsche und freundliches Hoffen sind unsere Begleiter.

Hamburgs Türme verschwinden am Horizont. Blankenese mit seinen hübschen Villen kommt in Sicht. Aus alter Zeit übrig gebliebene Fischerkoten erzählen von dem Einst, in dessen Schloß Sillbergs Kabinen, lustig im Winde flatternd, plaudern von dem Heute, das nach getaner Arbeit der langen Woche seine Erholung sucht. Badendes Volk jubelt vor Freude, daß es wieder einmal einen so stattlichen Dampfer ausfahren sieht, die Jugend kreischt u. nur allmählich verliert sich das von Menschenhand auf sicherem Grunde gebaut.

Rondnacht auf See.

Zu dreien haben wir uns in einer Ausrüstung des Steuerbords auf dem A-Deck zusammen gefunden. Das Getriebe des Ruchsalons und der Bar hat keine Zugkraft mehr für uns. Abendfrieden ist unser Bedürfnis!

Die Nacht hat ihren Schleier auf die wogenenden Fluten gelegt. Hin und wieder nur durchbricht sie ein Leuchten der wegweisenden Türme. Bald flammt ein hellgelbes Lichtlein auf, bald ein rotes.

Zu hören ist nichts als das dumpfe Aufschlagen der Wellen und die eintönige Musik der Motoren.

Rechter Seefahrerabend — den nur noch einer verschönern könnte: der Mond. Noch ist er nur Dunst unseres Herzens. Aber wie — hat er denn gewußt, daß er gerade jetzt sich anschaut, fern am Horizont in blutrotem Gewande sich zu zeigen? Taucht er gerade? Nimmt er vor seinem Aufstieg noch ein Bad? Nun steht er schon über dem Wasser und immer noch steigt er höher und höher mit einer Schnelligkeit, die man sonst an ihm eigentlich gar nicht gewöhnt ist. Seine Strahlen brechen sich bereits und seine Lichtfülle sucht den Weg zu uns. Nun sieht es aus, als wolle er sich an Deck verankern, um mit uns gen Nordland zu fahren. Aber es kann ja nicht sein, denn auch dort hat er in eben diesem Augenblick die Pflicht, als getreuer Wächter über den Bergen zu leuchten. Lange betrachten wir sein Bild und sind erfüllt von der Stimmung, die er in uns geweckt hat.

Chagerrak.

Die Unendlichkeit des Meeres hat sich uns aufgetan. Stunden schon arbeitet sich unser Dampfer mit unbedingter Sicherheit durch das Blau und Grün der Fluten.

Chagerrak ist erreicht. Die Stunde stillen Gedankens ist gekommen.

Alles hat sich auf dem einfach geschmückten Deck zur Totenfeier versammelt. Die Klänge getragener Musik rauschen dahin. Worte erster Männer werden die Stunden heißer Kampfe von 1916 zu neuem Leben.

Hier also ist es gewesen, wo deutscher Seelendank sich Vorberührung erhofft. Manchem Passagier treten Tränen in die Augen. Hier stand der Bruder fürs Vaterland. Wenn schüchtern eine Mutter. Ihr Sohn stand in diesen schäumen den Wogen das Grab um der Größe des Vaterlandes willen. Und auch du, grauer Alter, laß deinen Tränen freien Lauf. Du brauchst dich ihrer nicht zu schämen. Nimm im Geiste noch einmal Abschied von deinem Jungen, dem des Schicksals harte Faust hier ein kühles Seemannsgrab beehrte.

Salbost die Klagen. Ein Kranz frischer Blumen, von Seemannshand geflochten, geht an Bordbörse in die rauschenden Wogen.

Klänge vom „guten Kameraden“ suchen den Weg zu nassen Gebern, die einmal ein Saatsfeld werden mögen, das reisende Frucht trägt in der Liebe zur Heimat, zum Volk und zum Vaterland!

Fortsetzung folgt.

Frankreichs Fremdenlegion

Von Rittmeister a. D. Wilhelm v. Trotha.

Die Nachrichten und auch die Statistiken, so weit man in diesem Falle das Wort in seiner reinsten Bedeutung ansehen kann, über die französische Fremdenlegion beruhen immer nur auf Vermutungen und gewissen Berechnungen nach Nachrichten ehemaliger Legionäre. Deshalb muß man sie mit etwas Vorbehalt aufnehmen, hat aber nach Mitteilung von Vergleichs feststellen können, daß sie ziemlich genau stimmen. Frankreich selbst gibt nie Nachrichten, geschweige denn Nachweisungen über die Legion heraus, der sie die große heimliche Bezeichnung „Corps d'élite“ beilegt hat. Die Gründe sind naheliegender Natur, denn die Verluste der Legion sind erschreckend, rund 80 Prozent! Im Jahre 1830 wurde die Legion aus Verbessern und Deserteuren zur Eroberung von Algier formiert. Die Stärke betrug damals 1600 Mann, stieg aber in wenigen Jahren auf 5000 und war 1914 bei Kriegsausbruch rund 8000 Mann stark. Bis zum Jahre 1912 ist der Gesamtverlust an deutschstämmigen Legionären auf 200 000 angegeben. Das ist der Gesamtverlust der deutschen Seere im Jahre 1870-71. Nach dem Weltkrieg hatte die Legion 1919 eine Stärke von etwa 14 000 Legionären, die 1921 durch den Beschluß des „französischen Ministerrats“ auf 25 000 Mann festgelegt wurde. Zugleich hiermit wurde der Werbefonds um 200 Millionen Goldfranken erhöht, der zum größten Teil den von Deutschland gezahlten Reparationsgeldern entnommen wird. 1921 beschloß wiederum der Ministerrat die Erhöhung des Mannschaftsbestandes der Legion auf 1922 auf 50 000 Legionäre. Von diesen sind etwa 60 Prozent Deutsche — ob das richtig ist zweifelhaft —, so daß heute, sieben Jahre nach dem Kriege, 30 000 Deutsche in der Legion, also im französischen Heere, dem Nachfolger, mit dem Frankreich uns in Ketten und Banden hält, gegen das eigene Vaterland dienen!

Drei Sorten Deutscher kommen hierbei in Frage. Abenteuer. Um deren Tod ist es nicht schade, ebenso nicht um die nach Frankreich geschickten Separatisten aus den besetzten Gebieten. Beide erhalten den Lohn für ihre Verräterei am Vaterland, Heimat und Volk. Die Zahl dieser beiden Arten aber ist verhältnismäßig gering, die Tausende, die im Glauben an Frankreichs Anstand und Ehrlichkeit angebliche Arbeitsverträge zur Aufbaurarbeit im zerstörten nordfranzösischen Gebiet unterzeichnen, in Wirklichkeit aber einen „Verpflichtungsschein“ für die Legion mit ihrer gegebenen Namensunterchrift versehen haben. Mit welcher Verlogenheit die Werber als Vertreter der „Legion“ Kulturarbeit Frankreichs arbeiten, sei in Kürze dargestellt. In Deutschland erhalten die meisten einen deutschgeschriebenen Arbeitsvertrag, wenn sie nicht im Alkoholrausch schon dann einen französischen Verpflichtungsschein unterzeichnet haben, vorgelegt. In beiden Fällen werden sie in die Legionskaserne nach Metz, Straßburg, im Eläß oder Bagny transportiert. Dort werden den „Aufbaurarbeitern“ oder sonstigen „Arbeitsjungen“ — es wird reichlich auch in deutschen Zeitungen dafür inseriert — zwei übereinander gehetzte Scheine vorgelegt. Der eine in deutsch lautet auf Arbeitsvertrag, der obere „französisch“ geschrieben ist der „Verpflichtungsschein“. Beide sind zu unterschreiben! Der obere französische Schein kommt als Beweis der Anwerbung zu den Akten, der „Arbeitsvertrag“ — verschwindet.

Das ist die Art der „Anwerbung“ der Franzosen zur Legion. Nach dem Friedensdiktat von Versailles sollte man annehmen, daß es Deutschen unmöglich ist, in die Legion einzutreten, denn in Teil 5 A 1. Kapitel 8 Artikel 179 des Diktates heißt es: „Unbedingtes Verbot für deutsche Reichsangehörige, Dienst zu nehmen in fremden Heeren, Marinen und Luftdiensten.“ Hier stellte aber der französische Vertreter folgenden Zusatzantrag, den die Ententemitglieder auch annahmen und der somit den Franzosen ein „scheinbares Recht“ gibt, Deutsche für die Legion zu werben: „Diese Verpflichtung beruht jedoch nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Militärgefehen und Verordnungen Rekruten für die französische Fremdenlegion anzuerkennen.“ Von einer im Oktober 1923 festgesetzten Schutzvorschrift gegen Anwerbung und Vermittlung von Arbeitnehmern nach dem Auslande wird allem Anschein nach auch heute noch wenig Gebrauch gemacht; die Werber umgeben sie die Arbeiter kennen sie nicht; nach ihnen sind Arbeitsaufnahme ins Ausland erlaubnispflichtig, und zwar sind zuständig die Landesämter für Arbeitsvermittlung.“

Mit dem Einmarsch der Franzosen in das besetzte Gebiet haben diese sofort auf Kosten des Reiches in Mainz, Wiesbaden, Duisburg und Saarbrücken offizielle Werbebureaus eingerichtet. Deutsche Zeitungen müssen Anrufe und Werbeanzeigen bringen. Alles auf Kosten der deutschen Steuerzahler, die vor 1914 je Kopf der Bevölkerung für das deutsche Heer und Marine 14 Mark Steuern bezahlt hatten und heute nur für Verpflegungskosten je Kopf der deutschen Bevölkerung 18 Mark entrichten müssen. Erummungen der Neugier. Das nur eingeschloffen.

Die drei Haupttätigkeiten der Legion bestehen in: kämpfen, marschieren, arbeiten! Da

gelegt hat. Die Gründe sind naheliegender Natur, denn die Verluste der Legion sind erschreckend, rund 80 Prozent! Im Jahre 1830 wurde die Legion aus Verbessern und Deserteuren zur Eroberung von Algier formiert. Die Stärke betrug damals 1600 Mann, stieg aber in wenigen Jahren auf 5000 und war 1914 bei Kriegsausbruch rund 8000 Mann stark. Bis zum Jahre 1912 ist der Gesamtverlust an deutschstämmigen Legionären auf 200 000 angegeben. Das ist der Gesamtverlust der deutschen Seere im Jahre 1870-71. Nach dem Weltkrieg hatte die Legion 1919 eine Stärke von etwa 14 000 Legionären, die 1921 durch den Beschluß des „französischen Ministerrats“ auf 25 000 Mann festgelegt wurde. Zugleich hiermit wurde der Werbefonds um 200 Millionen Goldfranken erhöht, der zum größten Teil den von Deutschland gezahlten Reparationsgeldern entnommen wird. 1921 beschloß wiederum der Ministerrat die Erhöhung des Mannschaftsbestandes der Legion auf 1922 auf 50 000 Legionäre. Von diesen sind etwa 60 Prozent Deutsche — ob das richtig ist zweifelhaft —, so daß heute, sieben Jahre nach dem Kriege, 30 000 Deutsche in der Legion, also im französischen Heere, dem Nachfolger, mit dem Frankreich uns in Ketten und Banden hält, gegen das eigene Vaterland dienen!

Drei Sorten Deutscher kommen hierbei in Frage. Abenteuer. Um deren Tod ist es nicht schade, ebenso nicht um die nach Frankreich geschickten Separatisten aus den besetzten Gebieten. Beide erhalten den Lohn für ihre Verräterei am Vaterland, Heimat und Volk. Die Zahl dieser beiden Arten aber ist verhältnismäßig gering, die Tausende, die im Glauben an Frankreichs Anstand und Ehrlichkeit angebliche Arbeitsverträge zur Aufbaurarbeit im zerstörten nordfranzösischen Gebiet unterzeichnen, in Wirklichkeit aber einen „Verpflichtungsschein“ für die Legion mit ihrer gegebenen Namensunterchrift versehen haben. Mit welcher Verlogenheit die Werber als Vertreter der „Legion“ Kulturarbeit Frankreichs arbeiten, sei in Kürze dargestellt. In Deutschland erhalten die meisten einen deutschgeschriebenen Arbeitsvertrag, wenn sie nicht im Alkoholrausch schon dann einen französischen Verpflichtungsschein unterzeichnet haben, vorgelegt. In beiden Fällen werden sie in die Legionskaserne nach Metz, Straßburg, im Eläß oder Bagny transportiert. Dort werden den „Aufbaurarbeitern“ oder sonstigen „Arbeitsjungen“ — es wird reichlich auch in deutschen Zeitungen dafür inseriert — zwei übereinander gehetzte Scheine vorgelegt. Der eine in deutsch lautet auf Arbeitsvertrag, der obere „französisch“ geschrieben ist der „Verpflichtungsschein“. Beide sind zu unterschreiben! Der obere französische Schein kommt als Beweis der Anwerbung zu den Akten, der „Arbeitsvertrag“ — verschwindet.

Das ist die Art der „Anwerbung“ der Franzosen zur Legion. Nach dem Friedensdiktat von Versailles sollte man annehmen, daß es Deutschen unmöglich ist, in die Legion einzutreten, denn in Teil 5 A 1. Kapitel 8 Artikel 179 des Diktates heißt es: „Unbedingtes Verbot für deutsche Reichsangehörige, Dienst zu nehmen in fremden Heeren, Marinen und Luftdiensten.“ Hier stellte aber der französische Vertreter folgenden Zusatzantrag, den die Ententemitglieder auch annahmen und der somit den Franzosen ein „scheinbares Recht“ gibt, Deutsche für die Legion zu werben: „Diese Verpflichtung beruht jedoch nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Militärgefehen und Verordnungen Rekruten für die französische Fremdenlegion anzuerkennen.“ Von einer im Oktober 1923 festgesetzten Schutzvorschrift gegen Anwerbung und Vermittlung von Arbeitnehmern nach dem Auslande wird allem Anschein nach auch heute noch wenig Gebrauch gemacht; die Werber umgeben sie die Arbeiter kennen sie nicht; nach ihnen sind Arbeitsaufnahme ins Ausland erlaubnispflichtig, und zwar sind zuständig die Landesämter für Arbeitsvermittlung.“

Mit dem Einmarsch der Franzosen in das besetzte Gebiet haben diese sofort auf Kosten des Reiches in Mainz, Wiesbaden, Duisburg und Saarbrücken offizielle Werbebureaus eingerichtet. Deutsche Zeitungen müssen Anrufe und Werbeanzeigen bringen. Alles auf Kosten der deutschen Steuerzahler, die vor 1914 je Kopf der Bevölkerung für das deutsche Heer und Marine 14 Mark Steuern bezahlt hatten und heute nur für Verpflegungskosten je Kopf der deutschen Bevölkerung 18 Mark entrichten müssen. Erummungen der Neugier. Das nur eingeschloffen.

Die drei Haupttätigkeiten der Legion bestehen in: kämpfen, marschieren, arbeiten! Da

für erhält der Legionär je Tag 20 Pfennige, von denen ihm noch 5 Pfennige zur angeblichen Verbesserung der Menage, die trotzdem höchst minderwertig ist, abgezogen werden.

Mit der Legion hat Frankreich, soweit man davon überhaupt sprechen kann, in Algier und Tunis gewisse Landstrecken der Kultur erschlossen, denn der Legionär baut Häuser und Straßen, gräbt Brunnen und rodet das Land, kurz, um mit einem Worte eines Legionärs zu sprechen: „Mit der Legion kann ich alles machen, denn in ihr sind alle Berufe und Handwerker vertreten.“

„Legionäre, ihr seid Soldaten um zu sterben, und ich sende euch dahin, wo man stirbt“, rief einstens General Kérier aus. Etwas weniger scheinlich, aber darum nicht minder deutlich ist die Meinung des Legionsobersten de Villers-Matruil, der sagte: „Es gibt kaum einen Söldner im Lande, unter dem nicht Legionärsleichen begraben liegen.“ Oberst Bouquereau sagte bei Gelegenheit der Feier des Geburtstages des Vaters von Tunis:

„Zu allen Zeiten waren die Legionäre bereit, Blut zu opfern für Frankreichs Ruhm; immer haben sie es mit Freude. Darum hört nicht, ihr Mütter Frankreichs! Wenn einer dieser fremden Männer verblutet, so spart er das Leben eines eurer Kinder. Weilt unseren namenlosen Soldaten Tränen der Erinnerung, denn ihr Mut erhält Glück und Freude in französischen Familien.“

In 30 000 deutschen Familien kann aber Trauer und Elend einziehen, das ist den Franzosen vollkommen gleichgültig.

Man fragt sich unwillkürlich, wie es überhaupt auf die Dauer möglich ist, daß Frankreich bei der Behandlung der Leute die Legion halten kann? Abgesehen von dem furchtbaren Disziplinarstrafen — schon eine in Verlust geratene Halsbinde hat kriegsgerichtliche Beurteilung zur Folge, denn es heißt da einfach: Gestohlen und verkauft, und jede Gefängnisstrafe über acht Tage muß nachgeleistet werden — spielt Frankreich die beiden in bitterster Feindschaft sich gegenüberstehenden Faktoren, Eingeborene gegen die Legion und Legion gegen die Eingeborenen, aus. Beide haßen sich tödlich, und keiner hat Gnade zu erwarten, wenn er in die Hände des anderen fällt. Daher die Tapferkeit der Legion und die Unmöglichkeit zu desertieren. Jedem Eingeborenen ist es verboten, einen ausgeflossenen Legionär zu erschlagen und halbtot gequält zurückzubringen, denn Leben muß er, wie, ist ganz gleich, sonst erhält der Araber, Beduine, Spahi oder eingeborene Gendarme nicht die Fangprämie von 25 Goldfranken, und kaum eine Eigenschaft ist stärker bei den Eingeborenen ausgebildet als die Gargier nach Geld. So baut Frankreich unter anderem seine Macht auf den niedrigen Instinkten der Menschheit auf.

Die Vorgänge in Marokko läßt wieder einmal die Schreier, die Frankreich über Afrika zu werfen verstanden hat. Die Legion soll der Schutz für die hunderttausende Aushebungen Araber sein, ist es auch besser gewesen, und ihr haben wir zehntausende deutscher Männer opfern müssen, weil die Revolution uns mehr und machtlos gemacht hat.

Die Legion ist auch ein Nachfolger gegen Deutschland, folglich ist es unsere Aufgabe, an unserem Teile zu helfen, daß sie verschwindet. Warten wir alle Deutschen und sorgen wir dafür, daß unsere Regierung alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auch anwendet, dem Feinde zu schaden, damit das deutsche Volk in seinem schweren Nachkriegskampfe, besonders gegen Frankreich, geholfen wird und wir jede Gelegenheit wahrnehmen, den erbittertesten Feind von Volk und Reich, den Franzosen, zu schaden und solche vorhandenen Aktiva in der Politik, wie die Fremdenlegion, auch bei den bevorstehenden Verhandlungen zu unseren Gunsten auszuspielen und dem zermürbten Volke Mut machen, indem wir ihm zeigen, daß es noch Wege gibt, die Freiheit durch gute Politik zu erringen. Deshalb: „Kampf gegen die französische Fremdenlegion auf der ganzen Linie, ohne Ansehen der Partei!“

Einfache Formen

Von M. Struve.

Der Weltpostverein, dessen Schöpfer zu sein, das unsterbliche Verdienst des deutschen Generalpostmeisters Stephan ist, kann in diesen Tagen auf sein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Es ist allgemein bekannt, welche ungeheure Bedeutung dieses Werk, das auch den Weltkrieg ohne Fährnisse überdauert hat, für den internationalen Verkehr gewonnen hat. Die Weltpost bedient sich selbstverständlich aller Erummungen, die auf den verschiedensten

Gebieten bis in die letzte Zeit hinein gemacht worden sind.

Trotzdem findet sich in dem internationalen Postverkehr noch viel, was die einfache Form der Beförderung von Poststücken, nämlich die mittelst Botenpost. Abgesehen von der örtlichen Bedeutung der Botengänge, die gerade in den Kulturstaaten in ihrer Fähigkeit als das letzte und beste Glied der mannigfachen Beförderungsmittel anzusehen und infolgedessen sehr entwickelt sind, findet in den unentwickelten Gebieten der außereuropäischen Länder, wo Einrichtungen der neuzeitlichen Erfindungen noch nicht bestehen, der Postdienst mit Zugtieren die ausgebreitetste Anwendung. Die riesigen Entfernungen im chinesischen Reich beispielsweise werden überall dort, wo keine schiffbaren Flüsse oder Kanäle den Verkehr vermitteln, fast ausschließlich von Botenposten bewältigt. Dasselbe gilt meist von den Ländern in Asien.

Daß dieser Postdienst mitunter ein solcher von einfacher Art ist, versteht sich von selbst. In Marokko zum Beispiel liefen noch vor kurzem die Postboten die lange Strecke zwischen Tanger und Fez in vier, zwischen Tanger und Marrakesch in sieben Tagen. Sie nährten sich schlecht, nahmen mit einigen Zeigen und einem Stiel Brot vorlieb und schlummerten auf freiem Felde, ob es Regenwetter oder Sonneneinstrahlung war. Um die Morgenstunden nicht zu verpassen, bestiegen sie eine Art von Schindur an das nackte Fußgelenk, die während des Schlafes fortglitt und, wenn sie abgebrannt war, den Schlaf in sehr fühlbaren Weisen zum Aufbruch mahnte. Diese Postboten hielten fast immer die gerade Linie. Sie durchwanderten oder durchschwammen die Flüsse, kletterten über die Berghänge, auf denen ein gelbes Maultier straucheln würde, krochen auf allen Vieren vorwärts, trugen im Herbst ausgegeben und anhaltenden Regengüssen, im Sommer der Hitze, im Winter dem Staub. So durchwanderten und durchliefen diese geplagten Menschen das weite Reich jahrein, jahraus. Kaum am Ziele angekommen, ging es wieder weiter, ohne Rast und Ruh.

Daß in den weniger zivilisierten oder tropischen Ländern die Postboten manderlei Gefahren ausgesetzt sind, liegt auf der Hand. Namentlich ist dies dort der Fall, wo der Botengänger die Begegnung mit reißenden Tieren zu fürchten hat, wie beispielsweise in Vorderindien, wo Jahr für Jahr eine beträchtliche Zahl von Postboten von Tigern gerissen wird.

Auf einer sehr niedrigen Stufe steht noch der Botendienst in den Negerländern Afrikas. Trotzdem aber muß geradezu in Entsetzen stehen, daß Postföhen, welche beispielsweise aus dem Innern der Sudanländer oder aus den äquatorialen Regionen des dunklen Erdteils herüber, die Küstenstädte überhaupt erreichen. Mander verschollene Afrikaforscher hat auf diese Weise ein Lebenszeichen von sich und Nachrichten über seine Tätigkeit dem Abendlande übermitteln, wenn diese manchmal auch erst nach Monaten, ja nach Jahr und Tag angekommen sind. Sogar auf einsamen Inseln des Ozeans befinden sich einfache Briefsammlerkästen (Tomen, Kisten und dergleichen), in die von vorüberfahrenden Schiffen Briefschaften eingelegt, beziehungsweise ausgehoben werden.

Die lebendige Festung

Eine Erinnerung an die Belagerung von Tjingtau von E. Krohn.

„Mit Ernsthaftigkeit ist nichts zu retten.“ Das war der Wahspruch unseres baumlangen Majors von Kranz. Gottlob, daß er entschlossen ist; ein unermüdlicher Humor am Stammtisch im Feld, bei Strapazen, kurz überall. Heute fände er wirklich keinen Platz mehr. Um allein am Tisch mit sich selbst Zwiegespräche zu pflegen, dazu war er ein zu großer Freund der Gesellschaft und Geselligkeit.

Alle Höfe der Erde kannte er, hierhin und dorthin hatte man ihn entsandt, den lustigen Baderen mit seinen 210 Metern, bis er schließlich in Tientsin stationiert wurde als Ortsältester, Größter und Trinkfestester von ganz Asien. Als Urjüngsgeselle ging er schlafen mit der „Eisgehülten“, um mit ihr aufzustehen. Während der Belagerung von Tjingtau stand er mit seinen Truppen im Vorgefände. Die Situation war sehr kritisch. Man bereitete den Rückzug vor, und die Hauptwaffe, die Artillerie, war schon abgerückt. Nur eine verwegene Schar blieb im Vorgefände zurück, zur Deckung. Alles ging soweit gut. Da meldete nun ein Mithraschick: die Munition wird knapp. Bald hatten seine Jungs den Rest verlohren. Zwar hatte er eiligt in der Festung Nachschub angefordert, aber bis dahin?

Als alter Kämpfer, der nicht vom Wasser lebt, hatte er vorjorglich mit seiner Bogaue einige